Interpretationen Dramen des 20. Jahrhunderts

Band 1

Reclam

00

GM 1905
D 763
- 1

UBEI027105819319

Interpretationen

Dramen des 20. Jahrhunderts

Band 1

Philipp Reclam jun. Stuttgart

Universitätsbibliothek
Eichstätt

Universal-Bibliothek Nr. 9460
Alle Rechte vorbehalten
© 1996 Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart
Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Printed in Germany 1996
RECLAM und UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart
ISBN 3-15-009460-7

Ludwig Thoma: *Moral*

Von Bernhard Gajek

»Rentiers« und »Gewappelte«

Ludwig Thomas Komödie *Moral* spielt in der damaligen Gegenwart, also um 1900. Die Handelnden gehören – bis auf die Randfiguren – dem wirtschaftlich gesicherten Bürgertum oder dem Adel eines deutschen Kleinfürstentums an. Angeblicher Ort der Handlung ist »Emilsburg, Hauptstadt des Herzogtums Gerolstein«.[1] Real aber sind die Verhältnisse und deren Voraussetzungen. Die soziale Schicht und die Umstände, aus denen die Handlung entwickelt wird, weisen auf eine nicht zu kleine Stadt: Rentiers, die sehr auskömmlich leben, Rechtsanwälte, Gymnasialprofessoren, Besitzer mittelgroßer Unternehmen. Sie alle haben unmittelbare Berührung mit der »Unmoral«, das heißt mit Pornographie und Prostitution. Man ist mit Künstler-Gastspielen vertraut, und der Hof und das Polizeipräsidium sind ebenfalls am Ort.

Das gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus dem Französischen entlehnte Wort »Rentier« bezeichnet eine Bevölkerungsschicht, die ihr soziales und moralisches Selbstverständnis aus dem Besitz von Aktien ableitet und die diesen

1 Der in der Eifel gelegene Ort Gerolstein kann nicht gemeint sein. Übernahm Thoma den Ortsnamen von Jacques Offenbachs Operette *La Grand-Duchesse de Gérolstein*? Am 12. April 1867 war sie im Théâtre des Variétés in Paris uraufgeführt worden, und in ihr – »einer frechen Satire auf Krieg und Militär, auf höfische Einfalt und Amouren« – »belachten die europäischen Fürsten ihre eigenen Schwächen«. Selbst Bismarck ließ sich den Besuch nicht nehmen. 1985 und 1991 wurde sie im Hamburger Schauspielhaus bzw. dem St.-Pauli-Theater wieder aufgeführt. Vgl. *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, Bd. 9, hrsg. von Friedrich Blume, Basel [u. a.] 1961 [^{2}1989], Sp. 1895, und *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 19. Juni 1991.

Anspruch anerkannt bekommt.[2] Zu ihr gehört »Rentier Beermann«, der mit seinem Einkommen den Anspruch auf Geltung und Gehör in der Öffentlichkeit verbindet. Thoma nennt ihn und seinesgleichen die »Gewappelten« – nicht nur in der »Moral«.[3]

Durch das Anwachsen und die Verdichtung der Stadtbevölkerung im Zuge der Industrialisierung nahmen Kriminalität und Prostitution zu. Dies rief die Sittlichkeitsbewegung hervor. Lehrer, Pfarrer, Richter und andere schlossen sich zu Vereinen zusammen, um der angeblichen oder tatsächlichen Unsittlichkeit pädagogisch, kirchlich und gesetzlich entgegenzuwirken. Daraus ergab sich die Nähe zu bestimmten politischen Parteien, die das Für und Wider in Sachen Sexualmoral in die politische Auseinandersetzung mit Arbeiter- und liberalbürgerlichen Parteien einbezogen. Moral, Vaterlandsliebe und Religion wurden zu gleichbedeutenden Begriffen, ja Kampfrufen, die nicht nur den Sexualverhältnissen, sondern auch der naturalistischen Literatur und dem Antiklerikalismus galten. Dagegen hatte Thoma in den *Filserbriefen*[4] und dem *Simplicissimus* Stellung bezogen.

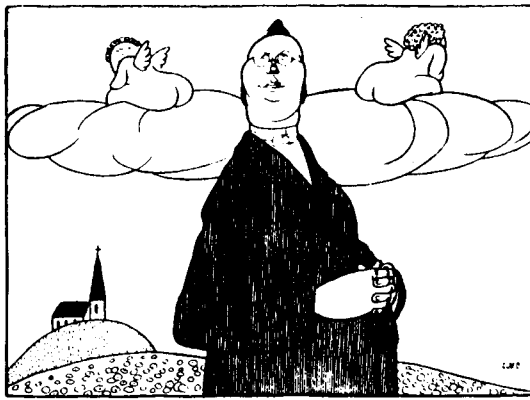
Der Anlaß

Mit der Karikatur eines Pastors und einem Gedicht fing es an; beide erschienen im *Simplicissimus* vom 25. Oktober 1904 und landeten vor dem Richter. Der Zeichner Olaf Gulbransson wurde nicht behelligt. Das Pseudonym »Peter Schlemihl«, das unter dem Gedicht stand, war rasch enttarnt. Es war Ludwig Thoma, und er bekannte sich als Autor.

2 *Deutsches Fremdwörterbuch*, begonnen von Hans Schulz, fortgef. von Otto Basler, Bd. 3, bearb. von Alan Kirkness [u. a.], Berlin 1977, S. 313.

3 »Gewappelt« von ›wappeln‹, ›mit einem Wappel‹ (einer ›Marke‹) ›versehen‹, ›auszeichnen‹. Vgl. *Deutsches Wörterbuch*, [begr.] von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 27, Leipzig 1922, Sp. 1934. Das Wort wird im Stück (26 f.) erörtert: »Das sind die Leut, die wo was sind und die wo Geld haben.«

4 *Jozef Filsers Briefwexel*, hrsg. von Andreas Pöllinger, Stuttgart 1991.



An die Sittlichkeitsprediger in Köln am Rheine

Warum schimpfen Sie, Herr Lizentiate,
Ueber die Unmoral in der Kemenate?
Warum erheben Sie ein solches Geheule,
Sie gnadentriefende Schöpsenkeule?

Ezechiel und Jeremiae Jünger,
Was beschmeußen Sie uns mit dem Bibeldünger?
Was gereucht Ihnen zu solchem Schmerze,
Sie evangelische Unschlittkerze?

Was wissen Sie eigentlich von der Liebe
Mit Ihrem Pastoren-Kaninchentriebe,
Sie multiplizierter Kindererzeuger,
Sie gottesseliger Bettbesteuger?

Als wie die Menschen noch glücklich waren,
Herr Lizentiate, vor vielen Jahren,
Da wohnte Frau Venus im Griechenlande
In schönen Tempeln am Meeresstrande.

Man hielt sie als Göttin in hohen Ehren
Und lauschte willig den holden Lehren.
Sie reden von einem schmutzigen Laster,
Sie jammerseliges Sündenpflaster!

Sie haben den Schmutz wohl häufig gefunden
In Ihren sündlichen Fleischesstunden
Bei Ihrem christlichen Eheweibchen?
In Frau Pastorens Flanellenleibchen?

Peter Schlemihl

Was hatte den »Simpl« herausgefordert? Es waren die »XVI. Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine« vom 2. bis 4. Oktober 1904 und der »Internationale Kongreß gegen die unsittliche Literatur« – beide in Köln und unmittelbar aufeinanderfolgend. Auf dem Programm standen die üblichen Themen: »Fleisch und Geist«, »Öffentliche Sittlichkeit«, »Alkoholismus und Unsittlichkeit« und »Homosexualität«.[5] Thoma warf den Kölner Rednern Heuchelei vor: Sie verdammten die Fleischeslust und suchten sie im pfarrhäuslichen Ehebett ausgiebig und pflichtbewußt. Das Gedicht lautet:

An die Sittlichkeitsprediger in Köln am Rheine

Warum schimpfen Sie, Herr Lizentiate,
Ueber die Unmoral in der Kemenate?
Warum erheben Sie ein solches Geheule,
Sie gnadentriefende Schöpsenkeule?

Ezechiel und Jeremiae Jünger,
Was beschmeußen Sie uns mit dem Bibeldünger?
Was gereucht Ihnen zu solchem Schmerze,
Sie evangelische Unschlittkerze?

Was wissen Sie eigentlich von der Liebe
Mit Ihrem Pastoren-Kaninchentriebe,
Sie multiplizierter Kindererzeuger,
Sie gottesseliger Bettbesteuger?

Als wie die Menschen noch glücklich waren,
Herr Lizentiate, vor vielen Jahren,
Da wohnte Frau Venus im Griechenlande
In schönen Tempeln am Meeresstrande.

5 Vgl. Otto Gritschneder, *Angeklagter Ludwig Thoma. Unveröffentlichte Akten*, Rosenheim 1978, S. 10.

Man hielt sie als Göttin in hohen Ehren
Und lauschte willig den holden Lehren.
Sie reden von einem schmutzigen Laster,
Sie jammerseliges Sündenpflaster!

Sie haben den Schmutz wohl häufig gefunden
In Ihren sündlichen Fleischesstunden
Bei Ihrem christlichen Eheweibchen?
In Frau Pastorens Flanellenleibchen?

Peter Schlemihl

Thoma sah den Zusammenhang mit der mühsam zu Fall gebrachten *Lex Heinze*: Es gehe nicht nur um »Tugend«, sondern um die »ständig wiederholten Versuche einer Klasse, ihre Begriffe von Sittlichkeit in das Strafgesetzbuch hineinzubringen«, um »Unterdrückung der Preßfreiheit«.[6]

Verhandelt wurde vor dem Königlichen Landgericht zu Stuttgart, denn dort wurde der *Simplicissimus* gedruckt. Die am 6. März 1905 abgefaßte Anklageschrift unterstellte, das Gedicht habe »die Pastoren Bohn als Referenten und Weber als Vorsitzenden« nicht nur als einzelne oder Privatleute, sondern »vorsätzlich und rechtswidrig in Beziehung auf ihren Beruf beleidigt« und »die Bibel und damit eine Einrichtung der evangelischen christlichen Kirche öffentlich beschimpft«.[7] Die Anklage berief sich auf die Paragraphen 185 und 196 des Reichsstrafgesetzbuchs; § 20 des Reichspreßgesetzes ermöglichte, daß der verantwortliche Redakteur Julius Linnekogel mitangeklagt wurde.[8]

Die »Beschimpfung der Bibel« ließ das Gericht »mangelnden Beweises halber« fallen. Aber in der Hauptsache wurde am 19. Juni 1905 öffentlich verhandelt. Thoma und Linnekogel ließen sich von Conrad Haußmann verteidigen,[9] und

6 Ebd., S. 23f.
7 Ebd., S. 29.
8 Ebd., S. 1145.
9 Vgl. Karin Rabenstein-Kiermaier, *Conrad Haußmann (1857–1922). Leben und Werk eines schwäbischen Liberalen*, Frankfurt a. M. 1993, S. 49–59.

Universitätsbibliothek
Eichstätt

die Stuttgarter Blätter hatten Anlaß zu berichten. Für die Angeklagten führte Haußmann den in solchen Sachen erfahrenen und öffentlichkeitswirksamen Münchner Justizrat Max Bernstein als Gutachter mit, und dieser begann so: »Juristisch falsch, menschlich ungerecht und politisch ungeschickt, das sei die dreifache Signatur solcher Prozesse«.[10] Ludwig Ganghofer sprach im gleichen Sinne für die Freiheit der Kunst und die Lizenz der Satire, die für eine bessere Moral kämpfe. Haußmann erinnerte an die *Lex Heinze* und resümierte: »ein satirisches Gedicht könne nicht mit dem gleichen Maßstabe wie bei anderen journalistischen Auslassungen beurteilt werden«. Eben da setzte der Staatsanwalt an: der *Simplicissimus* dürfe keine Narrenfreiheit beanspruchen, sondern wolle selbst »ernstgenommen sein«; auch die Satire müsse »maßzuhalten verstehen«.[11]

Dem schloß sich das Gericht an, erkannte aber auf Strafen unter den beantragten acht und vier Wochen. Thoma wurde am 26. Juni 1905 zu sechs Wochen Haft und Linnekogel zu einer Geldstrafe von 200 Mark verurteilt. Das Reichsgericht in Leipzig verwarf unter dem 8./22. Februar 1906 den Einspruch; das Stuttgarter Urteil war rechtskräftig. Am Dienstag, dem 16. Oktober 1906, trat Ludwig Thoma in der Haftanstalt Stadelheim bei München die Strafe an. »Die Aufnahme am genannten Straforte findet nur von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends statt«, hieß es in der »Vorladung zum Strafantritt«.[12]

10 Vgl. Jürgen Joachimsthaler, *Max Bernstein. Kritiker, Schriftsteller, Rechtsanwalt (1854–1925)*, Bd. 1 und 2, Frankfurt a. M. 1995, S. 616; ebd., S. 607–622, der genaue Prozeßverlauf mit ausführlichen, rechtsgeschichtlich wertvollen Zitaten aus den Plädoyers und Gutachten.

11 Gritschneder (s. Anm. 5), S. 34–36, 47–53, 54, 56.

12 Faksimiliert in dem für Anschauung wie Forschung unersetzlichen Band von Richard Lemp, *Ludwig Thoma. Bilder, Dokumente, Materialien zu Leben und Werk*, München 1984, S. 101; vgl. auch S. 99–103.

Die Entstehung des Stückes

1. Entwürfe

Was der Moralist hatte hinnehmen müssen, übersetzte der Jurist Thoma in Urteilsschelte und vorgetäuschte »Wurstigkeit«. Der *homme de lettres* nützte die Einsamkeit zu zügiger und umfänglicher Lektüre. Dies und andere Erleichterungen – vor allem die tägliche Handvoll Zigarren – gestanden die Münchner Beamten ihrem längst berühmten Landsmann bald zu. Als Sträfling gehörte Thoma also zu den »Gewappelten«, den Privilegierten. Der Dichter Thoma aber begann, das Erlebte und die Gefängnislektüre zu einem Stück zu verbinden, das die grundsätzlichen Fragen deutlicher machte, als es eine Revision oder Begnadigung hätte erreichen können. Die Stadelheimer Haft ist die Geburtszeit der *Moral*.

Die Zelle 70 im 2. Stock war die Prominentenzelle. Später saßen darin ein: »Kurt Eisner, dessen Mörder Graf Arco, Adolf Hitler, Erhard Auer und Erwein von Aretin«; 1934 wurde Ernst Röhm darin erschossen. Im *Stadelheimer Tagebuch* schildert Thoma die Haftzeit, nicht zuletzt den fürsorglichen Wärter Hintermaier, der zu dem Schreiber Josef Reisacher in der *Moral* manche Züge lieferte.[13]

Empfangen aber war die Idee schon. »Den 15. Okt. wandere ich ins Loch auf 6 Wochen. Dort will ich was fürs Theater anfangen«; so an den Freund Ignaz Taschner am 17. September 1906.[14] Auf dem ersten Entwurf hielt er fest: »Begonnen in Stadelheim den 19. Oktober 1906«. Im Tage-

13 Ludwig Thoma, *Gesammelte Werke in sechs Bänden*, Bd. 1, Textred.: Albrecht Knaus, München 1968, S. 295–352; hier S. 310–314. – Vgl. auch Erwein von Aretin, *Krone und Ketten. Erinnerungen eines bayerischen Edelmannes*, hrsg. von Karl Buchheim und Otmar von Aretin, München 1955, S. 230.

14 *Ludwig Thoma – Ignatius Taschner. Eine Bayerische Freundschaft in Briefen*, hrsg. und komm. von Richard Lemp, München 1971, S. 64.

buch verzeichnete er, wie er vorankam: »Ich darf hoffen, daß ich meinem Plane, ein Lustspiel zu schreiben, näher gerückt bin. Ich weiß nun, was und wie. Ehe ich zu schreiben anfing, gingen mir alle möglichen unklaren Ideen durch den Kopf. Sowie ich die Feder nahm, sah ich die Schwächen und Fehler und begann alsbald festeren Boden zu fassen.«[15] Tags darauf klagte er darüber, »wie unnatürlich die hochdeutsche Sprache im Dialog« sei. »Es klingt immer wie gedruckt, nicht wie gesprochen. Sowie Affekte zu schildern sind, ist die Schwierigkeit gehoben.«[16] Am folgenden Sonntag änderte Thoma den Anfang, »um den Alten gleich zu charakterisieren. Mir begegnet diesmal das Merkwürdige, daß der erste Akt größere Schwierigkeiten macht als der zweite und dritte. Allerdings auch, weil ich im ersten nicht bloß entwickle, sondern zum ersten- und letztenmal im Stücke die vernünftigen Ansichten gegen die Heuchelei ins Feld führe.«[17] Und kurz vor dem Ende der Haft, am 24. November, notierte Thoma: »Heute habe ich viel am Lustspiel gearbeitet; es kann ausgelassen genug werden.«[18]

2. Arbeit am Text

Das Stück hieß zunächst »Papa Beermann«.[19] Daß der 1. Akt, vor allem die Unterhaltung »zwischen Beermann und Fräulein Lund«, so mühsam flüssig wurde, beschäftigte den Autor. »Es sollen darin gute Sachen über die Sittlichkeitsbewegung gesagt werden, welche dabei lustig und bühnenfähig bleiben sollen.«[20] Wenn man den »Alten«, das heißt Rentier

15 Thoma (s. Anm. 13), S. 302.
16 Ebd., S. 306.
17 Ebd., S. 325.
18 Ebd., S. 349.
19 Ebd., S. 306. Die Handschriften werden im Ludwig-Thoma-Archiv in der Monacensia-Abteilung der Stadtbibliothek München verwahrt und sind bei Richard Lemp (s. Anm. 12), V. 97, S. 194, verzeichnet. – Für die Erlaubnis zur Benützung und zum Abdruck sei hiermit gedankt.
20 Thoma (s. Anm. 13), S. 316.

Beermann, auf den Licentiaten Weber oder den Hofprediger Bohn beziehen darf, so fragt sich, wer hinter dem »Fräulein Lund« stecke. Sie ist die positive Gegenfigur, von der »man weiß, daß sie freisinnig ist« (21).[21] In sie legt der Autor sein ganzes Programm, das er nach dem Abschluß noch einmal erläutert: »Den ersten Akt habe ich absichtlich ohne starke Handlung gelassen. Zum ersten wollte ich Ansichten schildern, hauptsächlich aber zeigen, daß gerade eine feingebildete Frau alle Gründe gegen Heuchelei und Prüderie finden soll. Ich gab die Herrenwelt als minderwertig.«[22] Daß diese Frau einen skandinavischen Namen bekam und auf allen Textstufen behielt, wirkt folgerecht und läßt an die Verfasserin jenes Buches denken, in dem Thoma »manches gute Wort« fand und woraus er sich am 28. Oktober, also am 13. Tage der Haft, zwei Zitate abschrieb, nämlich aus Ellen Keys umfänglicher Abhandlung *Über Liebe und Ehe*. Das eine Zitat handelt von der Monogamie, das andere von der zu überwindenden »Halbheit« des Luthertums in bezug auf die Ehe.[23] Das Buch war 1904 bei Samuel Fischer auf deutsch erschienen; die Autorin war schon berühmt. Mit einem leidenschaftlichen, sich auf Rousseau berufenden Programm hatte die schwedische Reformerin eine neue Erziehung gefordert und um 1900 das »Jahrhundert des Kindes« angekündigt. Mit ihrem ähnlich bewegenden Buch *Über Liebe und Ehe* hatte Thoma jene Ansichten zur Hand, die er dem schwedisch benamsten Fräulein, dem er zunächst »Reformkleid und kurzen Haarschnitt« verordnete, in den Mund legte. Das Programm in die »Natürlichkeit« einer Salonunterhaltung zu übertragen, machte ihm zu schaffen,

21 Stellen aus der *Moral* werden mit einfacher Seitenangabe im Text angeführt nach: Ludwig Thoma, *Moral*, Stuttgart: Reclam, 1970.

22 Ludwig Thoma an Conrad Haußmann, 21. Oktober 1908, in: Ludwig Thoma, *Ein Leben in Briefen*, [1875–1921], hrsg. von Anton Keller, München 1963, S. 210f.

23 Thoma (s. Anm. 13), S. 316. – Ellen Key, *Über Liebe und Ehe. Essays*, dt. von Francis Marco, Berlin 1904, S. 317f.

und der Anfang wurde »umgeschmissen«. Doch ordnete er immer den 1. den folgenden Akten über: »In den beiden anderen Aufzügen mag nur die Verlegenheit geschildert werden, die sich ergibt, wenn ein verlogenes Prinzip auf die Probe gestellt wird.«[24] Und diese Stichworte legte er Frau Lund und Justizrat Hauser, dessen Urbild Conrad Haußmann ist, am Ende des 1. Aktes in der Endfassung als Wortspiel in den Mund:

FRAU LUND. Darum kommt man nie aus der Verlogenheit heraus.
HAUSER. Aber manchmal in die Verlegenheit hinein. Wir werden das allernächstens auch hier erleben. (24)

Die Keimworte des Tagebuchs wuchsen sich also aus. Aus den »guten Worten« der Ellen Key speisen sich die »vernünftigen Ansichten gegen die Heuchelei« des »Fräulein Lund«, die zur lebenserfahrenen, »freigeistigen«, »feingebildeten« »Frau Lund« wird, die Beermanns Tochter »Gustl« (später »Effie«) einfach in allem recht gibt und Beermanns politische Unerfahrenheit ebenso offen rügt wie die Parolen seines Vereins. Frau Lund bringt vor, was Ellen Key über Liebe, Ehe und Familie geschrieben hatte: Daß die Öffentlichkeit von den Frauen eine einheitliche, tadellose Moral erwarte; die Männer feierten zwar »›das Weib‹ und die ›reine Liebe‹, die ›Gattin‹ und ›Mutter‹«, sprächen aber nur von der »Tagseite des Lebens – am liebsten von der Sonntagseite«, »während die Nachtseite verschwiegen« bliebe. Diese Scheinmoral spreche in »Reichstagen und Stadtvertretungen; sie steht ordensgeschmückt und breitschultrig als die den ›auflösenden Tendenzen der Zeit‹ zum Trotz gesellschaftserhaltende Macht« da.[25] Entsprechend endete schon der Stadelheimer Entwurf mit der Berufung auf eine »Sitt-

24 Thoma (s. Anm. 13), S. 325.
25 Ellen Key, in: Thoma (s. Anm. 13), S. 318.

lichkeit«, die den Skandal mit Geld – hier 25 000, später 15 000 Mark – verhindert. »Die öffentliche Moral verlangt diesen Schritt.« Der Adjutant würdigt des Reichstagskandidaten Beermann scheinheilige Maxime: »Ich verstehe Ihre Gründe und ich ehre sie. Und das sage ich Ihnen, der Hausorden ist Ihnen sicher.« So der Schluß des ersten Entwurfs zum 3. Akt.

Der Scheinmoral war Thoma schon früher zu Leibe gerückt; sie war eines seiner Hauptthemen. Hier ließ er es durch Frau Lund ausgiebig behandeln; doch nicht alles, was sie sagt, stammt von Ellen Key. Unter dem Aspekt der neuen Moral hatte er im Gefängnis aus einem weiteren, in die Zelle mitgebrachten Werk, nämlich Schopenhauers *Grundlagen der Moral*, notiert: »die wahre Basis der Moralität ist das Mitleid«.[26] Beermann muß es als Zynismus empfinden, daß der Verkehr eines jungen Mannes mit einer käuflichen Frau moralischer wirken solle als der Eintritt in den Sittlichkeitsverein – weil dem »schlechten Geschöpf« gegenüber das Mitleid wach werden könnte. »Dann hat er etwas Wirkliches für seine Moral gewonnen«, hält Frau Lund ihm vor (20). Diese Relativierung konventioneller Wertungen und ihr Ersatz durch eine individuell zu gewinnende, »alleinige Quelle uneigennütziger Handlungen« – so Thomas Zusatz zu jenem Schopenhauer-Zitat[27] – ist auch ein Grundsatz Ellen Keys. Daß beider Ansichten in einer Figur – Frau Lund – vereinigt werden, gibt dieser das Gewicht und grundiert deren Moral, die Thoma eigentlich bieten will.

Dies als amüsante Konversation zu formulieren und die Handlung überlegt einem Höhepunkt zuzuführen, kostete den Autor Mühe. »Die ersten Szenen müssen geändert werden. Nicht zu rasch ins Sittlichkeitsthema« – so die Notiz, die Thoma in eine Skizze der letzten Szenen des 1. Aktes einfügte. Die erste Fassung des 3. Aktes vereint das »Trio«

26 Thoma (s. Anm. 13), S. 320.
27 Thoma (s. Anm. 13), S. 320.

Polizeipräsident, Beermann und »das Weibsbild«, das hier noch »Julie Berg« und »Madame de Montagne« heißt. Der Präsident tritt so auf, wie es Assessor Ströbel in den letzten Fassungen tut. Er ist zu gnadenloser Untersuchung entschlossen, wundert sich höchlich über Beermanns verzweifelten Einspruch und hält ihm das Tagebuch vor die Nase, bis Beermann gesteht, auch er sei »eben mal« zu der Berg gegangen; doch die nennt ihn, als sie ihm konfrontiert wird, einen »Stammgast« und schiebt seine Drohung, sie werde »peinlichst [...] über ihre Vergangenheit« befragt, anzüglich beiseite: »Sie war mir nie hinderlich im Verkehr mit sehr hohen Personen.« Dieses Trio ließ Thoma fallen und erhöhte die Situationskomik, indem er vor der Vorführung der Delinquentin ein »Duett« von Präsident und Beermann vorsah. Der Präsident hat das Tagebuch der »Hochberger« schon gelesen, und nun wird Beermann um Hilfe bei dessen Auswertung gebeten:

PRÄSIDENT. Die Person hat nicht alle Namen ausgeschrieben. Bei manchen ist bloß der Anfangsbuchstabe angegeben. *(blättert im Buch)*

BEERMANN. Aber, ... was? Aber was soll denn ich dabei?

PRÄSIDENT. Sie kennen doch jeden Menschen hier. Zum Beispiel ist da gleich wieder bloß der Buchstabe, der dicke Herr M. und Punkte. Und da der fidele Herr B...

BEERMANN (heiser). Der fidele Herr B...?

PRÄSIDENT. M – ja. *(blättert weiter)*

BEERMANN. Aber das ist doch...!

PRÄSIDENT. Was?

BEERMANN. Das ist doch schrecklich, daß ein Anfangsbuchstabe eine Familie ruinieren soll. Ein bloßer Verdacht! Wie viel Namen gibt es, die mit M angehen.

PRÄSIDENT. Und mit B... *(Er hat immer im Buch geblättert)* Da ist er schon wieder!

BEERMANN. Wer!
PRÄSIDENT. Der fidele Herr B. horchen Sie nur... Heute war der fidele Herr B... schon wieder da... Er kommt jetzt überhaupt sehr oft...
POLIZEIDIENER. Ich melde gehorsamst, die Hochberger ist da.

3. Die Komödie und das Leben: das Tagebuch

Das Requisit des Tagebuchs verwendete Thoma von Anfang an. Man könnte es für ein Mittel der Salonkomödie oder für eine Erfindung des Autors halten. Doch fand sich eine mögliche Quelle – eine Erzählung, die Manfred Schwarz von »einem Freund« in Rottach gehört haben will.[28] Sie könnte darauf hindeuten, woher das Motiv kam, weshalb der Autor es so genießerisch und immer an den Höhepunkten der Handlung einsetzte und an ihm als einem höchst bühnenwirksamen Requisit auf allen Textstufen festhielt. Eine derart um ein frivoles Tagebuch gesponnene Geschichte habe sich – so Manfred Schwarz – »in den 70er, 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts [...] teils im Orte (Rottach am Tegernsee), teils in einem [...] Gebirgstal« zugetragen:

> Damals lebte da hinten in dem gegen Tirol zu verlaufenden Tal ein Förster, der eine Frau hatte, ›die ned neidig war und de andern a was zuakomma hat lass'n‹, wie mein Gewährsmann meinte. Den Freunden, die sie, wenn ihr Mann zur Jagd gegangen war, empfing, gab sie Noten für ihr gutes Betragen, die sie in ein Büchel eintrug, das sie unter ihrem Kopfkissen verwahrte. Die Skala der Benotung ging von 1 bis 10. Eins war die Anerkennung für die beste Leistung. Diese Note bekam nur ein Tapezierer, damals ein junger Bursche, der immer wieder auf Stör ins Haus gerufen wurde, um

28 In: *Münchner Merkur*, Nr. 123/124, 1./2. Oktober 1949, S. 1 der Beilage »Bayerische Heimat«.

schadhaft gewordene Matratzen zu reparieren. Von ihm hat mein Freund und Gewährsmann viele Jahre später auch die Geschichte erfahren. Eines Tages ereignete sich dann halt doch, was sich unvermeidlich in solchen Fällen ereignen mußte. Der Förster, der früher als vorgesehen von der Jagd heimkam, erwischte den Tapezierer und fand auch das Büchel, in das die Försterin die Benotung ihrer Freunde einzutragen pflegte. Der Förster wollte beim Bürgermeister die Scheidung beantragen, doch sei er schließlich davon durch das vereinte Bemühen einiger angesehener Bürger davon abgebracht worden, die auch – allerdings mit schlechten Noten – in dem Büchlein verzeichnet waren. Man war schließlich zur Überzeugung gekommen, daß eine öffentliche Verhandlung Dinge zur Sprache brächte, die für keinen der Beteiligten recht erfreulich gewesen wären.

Thoma war mit der Gegend um den Tegernsee vertraut und wohnte ab 1902 immer wieder dort. Ob er diese Überlieferung kannte, ist ungewiß. Sie ähnelt verblüffend der Komödienhandlung. Thoma hätte sie nur in städtisch-zeitgenössisches Milieu zu versetzen brauchen und hätte die Komödienhandlung gehabt.

Diese könnte auch aus einer anderen Quelle angeregt worden sein; zwar enthält sie das Requisit des Tagebuchs nicht, doch Thoma dürfte sie gekannt haben. In der Sparte »Aus dem Gerichtssaal« war in der *Augsburger Abendzeitung* Nr. 149 vom 1. Juni 1900 auf Seite 9 folgende Meldung zu lesen:

München, 31. Mai. (Landgericht München I.) Vor der 4. Strafkammer hatte sich heute die 57 Jahre alte Sprachlehrerin und Stellenvermittlerin Julie Strauß von Budapest wegen eines fortgesetzten Vergehens der Kuppelei zu verantworten. Die Angeklagte, deren Verhaftung vor mehreren Monaten erfolgte u. damals großes Aufsehen erregt hatte, betrieb ihr unsauberes Ge-

werbe in schamlosester, aber auch schwunghaftester Weise. Ihr Domizil hatte sie in der Gruftstraße gegenüber der – k. Polizeidirektion aufgeschlagen. Ursprünglich hatte die Anklage auch auf Verbrechen der Kuppelei gelautet, weil die Strauß den Mädchen gegenüber hinterlistige Kunstgriffe angewendet haben sollte. Doch wurde in dieser Richtung das Verfahren eingestellt. Die Verhandlung fand heute vor strengstem Ausschluß der Oeffentlichkeit statt, der noch vor dem Zeugenaufruf beschlossen wurde und sich auch auf die Presse erstreckte. Das Resultat der mehrstündigen Verhandlung war, daß die Strauß zu 4 Monaten Gefängniß und Stellung unter Polizeiaufsicht verurtheilt wurde. Diese Strafe wurde als durch die Untersuchungshaft verbüßt erachtet, weshalb der Haftbefehl aufgehoben wurde. (Die streng sekrete Behandlung dieser Angelegenheit, der Ausschluß der Oeffentlichkeit, wird in der sozialdemokratischen ›Münchner Post‹ dahin gedeutet, daß hochgestellte Frequentanten des Strauß'schen Etablissements dadurch vor öffentlicher Blosstellung geschützt werden sollen. Der Vorgang liefert dem sozialdemokratischen Blatte natürlich hochwillkommene Ausbeute.)[29]

Thoma kannte die *Augsburger Abendzeitung* schon als Kind.[30] 1895/96 hatte er dort vierzehn der Erzählungen, die er dann im *Agricola* herausbrachte, veröffentlicht; bis 1901 folgten fünf weitere Beiträge.[31] Im Mai 1900 bemühte er sich, in dem Blatt, das »in den Kreisen, welche wir noch nicht erobert haben«, verbreitet sei, für den *Simplicissimus* zu werben.[32]

29 Die Entdeckung dieses Falles ist Jürgen Joachimsthaler zu verdanken, vgl. sein in Anm. 10 genanntes Buch über Max Bernstein.
30 Thoma (s. Anm. 13), S. 66.
31 Lemp (s. Anm. 12), Nr. 397–415.
32 Thoma an Albert Langen, 18. Mai 1900, (s. Anm. 22), S. 46.

Hier geht es nicht nur um den philologischen Nachweis, sondern um Thomas Poetik. Viele seiner Themen oder Motive sind den Tatsachen näher als man meint. Die ausgefeilte Verarbeitung täuscht darüber hinweg. Sie reichert das vereinzelte Faktum an und bringt das Zufällige in einen typischen Zusammenhang. Wirklichkeitsnähe und fortdauernde Aktualität scheinen sich zu bedingen. Fälle wie die oben beschriebenen und in der *Moral* literarisierten sind bis heute in verblüffender Ähnlichkeit zu verzeichnen.[33]

4. Die Komödie und das Leben: Ninon-Marion

So wie das Tagebuch als Requisit, so bestimmt »die Person« oder »das Weibsbild« die Komödie durchweg. In dem angeführten Entwurf ist aus »Julie Berg« bereits »die Hochberger« geworden, und zuletzt heißt »die Dame« »Therese Hochstetter«. Immer haben die Figuren sich ihren Namen ins Französische übersetzt: »de Haute Montagne« und »de Haute Ville«, in Namen, die – so die Schlußfassung – »nach Patschuli riechen«, jenem dunkelbraunen, südasiatischen Duftöl, das das Exotisch-Sündige schnuppern lassen soll (25). Die »Berg« wie die »Hochstetter« werden als geschäftsbewußte und deshalb diskrete Prostituierte für gehobene Ansprüche geschildert. Ihre Vergangenheit ist ohne Belang; sie sind nur Typ. Die Schlußfassung ändert gerade das. Was der Assessor dort über die Herkunft der »Hauteville« vorbringt, wertet diese auf und macht sie zur Person ohne Anführungsstriche, zur Persönlichkeit. Der Präsident bestätigt es mit einem einschränkenden, aber vorausweisenden Kompliment:

33 Vgl. die amerikanische Zeitschrift *Time*, 16. September 1991, S. 39: »Scandals. Kathy's Home Remedy«; für den Hinweis danke ich Esther Gajek. Vgl. ferner die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 6. November 1991: »Sex-Scandal erschüttert die Regierung in Pakistan«.

STRÖBEL. Sie ist in guten Verhältnissen aufgewachsen. Ihr Vater war peruanischer Konsul, ist aber später verarmt, und sie war verheiratet mit einem Legationsrat. Seit vier Jahren ist sie geschieden.
PRÄSIDENT. Also eigentlich eine gebildete Person.

(28)

Die Aufwertung der weiblichen Hauptfigur zu einer immer respektableren Frau von Herkunft, Bildung und Contenance ist eine der bedeutenden Änderungen; der Austausch des Titels – *Moral* statt *Papa Beermann* – gehört dazu. Aus der Posse um einen mühsam und kostspielig vertuschten Skandal (wie Thoma ihn 1920 in *Papas Fehltritt* genüßlich und detailfreudig erzählt hat),[34] wurde die gedankenvolle und dennoch launige Komödie einer konventionsüberschreitenden Sittlichkeit, die Pflichten und Ungezwungenheit kennt und anerkennt und in das Ermessen der Beteiligten stellt.

Die knapp, aber plastisch geschilderte Herkunft der Hauteville erinnert an die Aura des Exotischen und Unkonventionellen, womit Thomas Frau Marion die städtische wie erst recht die ländliche Umwelt beunruhigte. Die damals fünfundzwanzigjährige Tänzerin Maria Trinidad de la Rosa, genannt Marietta de Rigardo, »war in Manila auf den Philippinen geboren, ihre Mutter hatte spanisches Blut, ihr Vater war Schweizer Konsul. [...] Thoma war hingerissen von ihrem fremdländischen Temperament, dem schwarzen Haar und den dunklen Augen, von dem Unbürgerlich-Außergewöhnlichen, das aber kein Bohèmetum war. Zwei Welten stießen zusammen.«[35]

Das Außerordentliche in eine Dauer zu bringen, war nicht leicht, schon aus gesetzlichen Gründen. Marion war

34 Thoma, Bd. 3 (s. Anm. 13), S. 555–577.
35 Fritz Heinle, *Ludwig Thoma. In Selbstzeugnissen und Dokumenten*, Reinbek bei Hamburg 1963, S. 97f.

noch mit dem Berliner Schriftsteller und Komponisten David Georg Schulz verehelicht, dem Begründer des Berliner Kabaretts *Poetenbänkel im siebenten Himmel.*

> In diesem Naturkind, das so unbefangen über streng gehütete Begriffe weghüpft, und oft mehr Pariser Spitzen und Wäsche zeigt, als für Kommerzienratstöchter honorable ist, lebt ein so tiefer Ernst, edle Bildung und ein Künstlertum, daß ich – Dir darf ich es gestehen – vor ihr wie vor einem Märchen stand. [...] Wenn wir Tennis spielen, ist immer große Gesellschaft aus Tegernsee da. Ich glaube, das Viehzeug fährt eigens herüber, um Marion anzuglotzen und sich die Frau zu zeigen, ›die mit dem Thoma durchging‹.[36]

So schilderte Thoma die Geliebte dem Freund und Vertrauten Ludwig Ganghofer – im Juli 1905. Als Marion ihn am 27. November 1906 – dem Ende der Haft – vor dem Stadelheimer Tor erwartete, war sie im bürgerlichen Sinn noch nicht seine Frau, trotz der »Hochzeit«, die man im Juli 1905 in Berlin mit Ringen gefeiert hatte. Marions Scheidung zog sich hin; Thoma kaufte sie regelrecht ihrem Mann ab, damit dieser sich als schuldig erklärte. Die Ehe wurde erst am 26. März 1907 vor dem Standesamt München I geschlossen, aber schon am 30. Juni 1911 wegen Marions Ehebruch geschieden.[37] Die Glorifizierung der freizügigen Frau und die mit Mühe verhinderte »Blamage« des angesehenen Bürgers in der *Moral* liest sich wie eine unbewußte Vordeutung auf die bald eintretende familiäre Situation des Autors.

36 Thoma an Ludwig Ganghofer, 21. Juli 1905 (s. Anm. 22), S. 178. – Vgl. die Chronik und die farbige Wiedergabe des Porträts der Tänzerin Marietta de Rigardo (1904, lebensgroß, dazu eine kleinformatige Ölskizze, beides heute in der Galerie Neuer Meister, Dresden) von Max Slevogt bei Lemp (s. Anm. 12), S. 22–25 und S. 96; dazu ebd., S. 98 und 104–109.

37 Lemp (s. Anm. 12), S. 24f.

5. Die Komödie und das Leben: Professor Wasner »à la Ludwig Kemmer«

Der eigentliche Konflikt in der *Moral* ist auf ähnliche Weise mit der Wirklichkeit verwoben. Er wird durch ein Intrigen-Motiv eingeleitet. Ein anonymer Brief – ein unsichtbar bleibendes, doch ebenfalls handlungserregendes Gegenstück zum Tagebuch der Hauteville – macht die Polizei auf das Treiben in der Wohnung jener Frau aufmerksam. Er ist, wie am Schluß bekannt wird, von dem Gymnasialprofessor Wasner, einem Mitglied des Sittlichkeitsvereins, geschrieben worden. Dies führt zu dem Skandal, der »sehr oft erst dann beginnt, wenn ihm die Polizei ein Ende bereitet« (30).[38] Der Skandal käme dadurch zustande, daß Wasner und die Kollegen des Sittlichkeitsvereins in jenem Tagebuch zu entdecken sind. Die Ironie und Doppelbödigkeit der Lage werden – auf dem Höhepunkt der Entwicklung – durch Wasners Geständnis verdeutlicht, er habe die Hauteville angezeigt. Er, der aus pädagogischen Gründen eine pornographische Sammlung angelegt hatte, um nachzuweisen, »bis zu welchem Gipfel der Gemeinheit man heute gelangt« sei (19), er sei »eines Tages« seiner Sammlung »nicht so objektiv gegenüber[gestanden] wie sonst«, und er habe sich »durch einen Freund zu einem verdammenswerten Besuche« bei Frau von Hauteville »verleiten« lassen (68). Um andere vor einem ähnlichen »Fehltritt« zu bewahren, habe er jenen Brief geschrieben. Damit hat Wasner die Verwicklung in Gang gebracht und ihr einen allzumenschlichen, doch ernsten Hintergrund gegeben. Er wird zum reuigen Sünder, der um so komischer und rührender wirkt, als es sich um einen gefallenen, doch zur Umkehr entschlossenen Pädagogen handelt.

Wasner hat den Tacitus parat und macht sich eben da-

38 Zur Urheberschaft – Thoma oder Karl Kraus? – des erst in der umgearbeiteten Fassung zu lesenden Bonmots vgl. Friedrich Pfäfflin, »Fackelrot am Münchner Himmel. Karl Kraus und Ludwig Thoma. 1903«, in: *Festschrift für Werner Goebel*, München 1980, S. 94–130, hier S. 95.

durch lächerlich. Dies ist bisher als ein Hieb auf die Lehrerfiguren verstanden worden, die der Autor in Neuburg an der Donau, in Burghausen oder am Wilhelmsgymnasium in München erlebt und erlitten hatte – als eine Parallele zu den *Lausbubengeschichten* (wo Professor Bindinger vollmundig von den »alten Deutschen« redet) oder als Analogie zu Josef Filsers unsittlichem Ausrutscher; auch Filser – nach einer Faschingsnacht mit einer angeblichen Baronin aus München-Giesing – tritt in den »Ferein gegen Unsiddlichkeit« ein. Das ist richtig, aber man bleibt so innerhalb der literarischen Fiktion. In Wirklichkeit setzt Thoma mit der Zeichnung des Professors Wasner sein ständig und planvoll geübtes Verfahren fort, ein Modell zur typischen, repräsentativen und doch als Charakter handelnden Figur zu entwickeln. Dafür ist Wasner besonders ergiebig. Er hat ein tatsächliches Vorbild, und dieses war nicht irgendein Kollege, sondern ein Mann, der lange Jahre an Münchner Höheren Schulen lehrte, nämlich am Luitpold- und Theresien-Gymnasium.

Zu entschlüsseln war Wasner durch einen der Stadelheimer Entwürfe des 1. Aktes: »Nach der Szene 3 Frl. Lund, Beermann; kommen zwei Freunde ein Professor Richard Grimme; Teutschtümler, (ein alter) Germane mit Phrasen à la Ludwig Kemmer«. Diese Figur nannte Thoma auch »den phrasengespickten Germanen«.[39] In einem späteren Brief meinte er, Phrasen könne man »nicht erfinden«, man müsse sie aus der Wirklichkeit übernehmen.[40] Hier kommen die »Phrasen« aus der Sphäre von Weltreformern, dem Bereich der öffentlichen Moral und gesetzlich verankerten Pädagogik, verkörpert in einer Figur »à la Ludwig Kemmer«. Zwei Zeilen nach der Nennung der Schlüsselfigur notierte Thoma: »Der Streit Frl. Lund contra Beermann wird von Grimme weiter gefochten. Grimme bringt nun die Gesichtspunkte des Deutschen wider die Unsittlichkeit; Phrasenschwulst; Sedangedanken; deutsches Heer; wiederholt sehr oft das

39 Thoma an Conrad Haußmann, 21. Oktober 1908 (s. Anm. 22), S. 211.
40 Thoma an Josef Hofmiller, 6. März 1918 (s. Anm. 22), S. 319.

Wort ›spartanisch‹ Tacitus. Frl. Lund führt ihn mit lustigen Worten ab; zeigt ihm die Eitelkeit, die Sittlichkeit als etwas spezifisch Deutsches aufzufassen; die Dummheit, unsere Germanen als Vorbilder zu bezeichnen.«

»Richard Grimme« wurde zu »Otto Wasner«. Wenn Thoma den Namen einer Figur änderte, dann arbeitete er an ihr. Sie hatte ihm realiter zugesetzt. In der *Allgemeinen Rundschau*, die Armin Kausen 1904 in München gegründet hatte, hatte Kemmer die »Frage« an Thoma gerichtet: »Weiß er, daß die Tracht der bayerischen Hochländer als Drapierung von Aktmodellen und damit als Würze pornographischer Fabrikate verwendet wird? [...] Hält er den Kampf gegen diese bayerische Form der Pornographie [...] für geboten oder nicht?«[41] Daran knüpfte Thoma an. Am Schluß der Exposition läßt er Wasner die Notwendigkeit eines Sittlichkeitsvereins und die Sachkenntnis emphatisch herausstellen: »Seit vier Jahren verfolge ich aufmerksam die obszöne Produktion, und ich habe davon eine Sammlung angelegt, die heute wohl die vollständigste ist. Ich rede also von einer Sache, über die ich genau informiert bin. *(Sich steigernd).* Es ist unglaublich, bis zu welchem Gipfel der Gemeinheit man heute gelangt ist!« Und den skeptisch-süffisanten Einwand der als »freisinnig« bekannten Frau Lund: »Und Sie sind der Sammler dieser Gemeinheit?« wehrt er mit pädagogischem Ethos ab: »Glauben Sie mir: ich habe mich mit Abscheu dieser Aufgabe unterzogen.« (18f.)

Im Jahr 1906, da Ludwig Thoma in Stadelheim einsaß, hatte Ludwig Kemmer eine Broschüre veröffentlicht, die dem Autor der *Moral* wie ein Himmelsgeschenk vorgekommen sein mußte: »Die graphische Reklame der Prostitution. Nach amtlichem Material und nach eigenen Beobachtungen geschildert«;[42] sie erreichte im selben Jahr das vierte und

41 Zu Ludwig Kemmer (1869–1941) vgl. *Deutsches Literatur-Lexikon*, begr. von Wilhelm Kosch, hrsg. von Heinz Rupp und Carl Ludwig Lang, 3., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 8, Bern 1981, Sp. 1053f.; zu Armin Kausen: ebd., Sp. 977.

42 München 1906.

fünfte Tausend. Kemmer gliederte sein Material – hauptsächlich Postkarten – sorgfältig nach Gegenstand, Technik, Herstellungsabsicht, Publikumsgeschmack und Vertriebsmethoden und geißelte, daß Kinder zu eindeutigen Posen mißbraucht oder das Leben auf dem Lande und im Gebirge als Naturverbundenheit im Sinne eines erotischen Eldorado hingestellt würden. Perversionen würden unter dem Deckmantel moralischer Entrüstung oder des Kunstinteresses aufdringlich und nur lüstern abgebildet. Auch den *Simplicissimus* und die *Jugend* griff er an; die Anzeigen für Akt- und Nacktphotos seien verwerflich, und die Verkäufer solcher Bilder nannte er »fluchwürdiges Gesindel«, das »bayerische Pornographie« als »passende Gegengabe für manches Produkt des nordischen Naturalismus« nach Skandinavien exportiere. »Deutsche, besonders bayerische Pornographen« hätten sich sogar »das Ziel gesetzt, die nordgermanischen Völker zu verseuchen«.[43] Gerade da verstand Kemmer keinen Spaß. Germanien und die »Germania« hielt er seinen Schülern als Muster vor, und er führte Tacitus gerne als Ideal an – so auch in seinen *Briefen an einen jungen Offizier*[44] oder dem *Pfadfinderbuch*.[45] Denn Kemmer war mit Leib und Seele Erzieher und fühlte sich dem Münchner Reformpädagogen Georg Kerschensteiner verbunden; ihm hatte er ein Exemplar seiner Broschüre über die »graphische Reklame der Prostitution« mit steil und spitz geschriebener Widmung zugedacht.

Tatsächlich war Kemmer ein ungewöhnlicher Lehrer. Mit seiner Schrift *Grundschäden des Gymnasiums und Vorschläge zu ihrer Heilung*[46] hatte er sich die Mißbilligung seiner Vorgesetzten zugezogen, obwohl das Theresiengymnasium, an dem er damals lehrte, als eine »wirklich reformierte ›Höhere Lehranstalt‹« galt. Der spätere Göttinger Historiker

43 Kemmer (s. Anm. 42), S. 44.
44 2. Aufl., München 1908, S. 5 u. ö.
45 München 1910.
46 München 1910.

Hermann Heimpel erlebte ihn dort und schilderte ihn als »ganz anders als die anderen Professoren«. Kemmer sei rundum gebildet gewesen, habe weit ausgreifend unterrichtet und freimütig »das Pensum, das Altertum, das eigene, das Königliche Theresiengymnasium« kritisiert.[47] Daß Thoma aus ihm den »phrasengespickten Germanen« machte, entsprang wohl der eigenen Erfahrung mit deutschtümelnden Lehrern, die den Schülern »eine wohl nur eingebildete und phantastisch aufgeputzte Tugendboldigkeit der Germanen als Vorbild« hinstellten.[48] Jedenfalls stammen Wasners »Phrasen« großenteils aus Kemmers genannter Schrift *Die graphische Reklame der Prostitution*. Kemmer fühlte sich übrigens nach Ausweis zweier Briefe, die er 1918 an Thoma richtete, in Wasner getroffen und bloßgestellt.

Erfolg und Wirkung

Am 20. November 1908 stellte Viktor Barnowsky das Stück im Kleinen Theater in Berlin vor; es war die erste Uraufführung außerhalb Bayerns. Einen Tag später sahen es die Münchner unter Ignatz Georg Stollberg im Schauspielhaus, den heutigen Kammerspielen.[49] Dem Münchner Hoftheater war die *Moral* zu unmoralisch. Entsprechend klang die Kritik der *Münchner Neuesten Nachrichten*: »Die über alle Maßen freigeistige Frau Lund z. B. dürfte ruhig die Hälfte ihrer etwas aufdringlichen Weisheit für sich behalten [...]. Echter Thoma sind dagegen die kurzen sarkastischen Bemerkungen.« Auf sie und auf die Schauspieler führte der Kritiker das »alle kritischen Anfechtungen« wegschwemmende, »un-

47 Hermann Heimpel, *Die halbe Violine. Eine Jugend in der Haupt- und Residenzstadt München*, Frankfurt a. M. 1985, S. 200–208 und 213–216; hier S. 200f.; ich danke Hermann Heimpel † für Aufschlüsse über Kemmer.
48 Thoma (s. Anm. 13), S. 184.
49 Vgl. *Ludwig Thoma zum 100. Geburtstag*, hrsg. von der Stadtbibliothek München, bearb. von Richard Lemp, München 1967, S. 137f.

bändige Gelächter« der Zuschauer zurück.[50] Lion Feuchtwanger, ebenfalls in München, schrieb in der *Schaubühne*: »Diese derbe Satire, die ohne literarische Skrupel klotzig und stämmig und ihrer Wirkung gewiß einherstapft, voller Situationen, die für den Augenblickseffekt der Bühne ersonnen sind, mit einem Dialog, dessen grobfädige Frische nur von der Bühne her genossen werden will, war ein Leckerbissen für alle beteiligten Mimen.«[51] Auch in Berlin mäkelte man mehr als man lobte: »Eine echte, wohlgelungene Bühnenfigur ist eigentlich nur der deutschnationale Oberlehrer. Die übrigen, auch die Hauptfiguren, sind nicht kräftig genug herausgearbeitet [...] zu lebendigen Menschen fehlt ihnen noch viel.«[52] Doch mit diesem Stück hat Thoma sich auf den deutschsprachigen Bühnen durchgesetzt, und der Erfolg blieb ihm treu. Zwei Jahre später konnte er händereibend melden: »Denkt Euch nur, mir haben Sie beim Rentamt 11 000 Mk Steuern aufgebrummt als Nachzahlung für Moral etc. Dabei glaubten sie, daß Moral nur 80 000 eintrug.«[53] Bis 1921 war es über eine Million.

Das Publikum, die Schauspieldirektoren und die Regisseure honorierten den Autor fortan, wenn auch die zünftige Kritik nicht immer Beifall spendete. 1932 eröffnete Barnowsky die Leitung des Komödienhauses in Berlin mit der erneuerten *Moral*. Kurt Pinthus lobte dies, weil es »heute keine Bühne wage, was im Kaiserreich möglich war, eine gegenwartsgeißelnde Komödie zu spielen«.[54] Aufs Ganze gesehen blieben Kritiker und Publikum unterschiedlicher Mei-

50 Emil Grimm, in: *Münchner Neueste Nachrichten*, 24. November 1908.

51 *Die Schaubühne* 4 (1908), Bd. 2, S. 553–555, angeführt nach Lemp (s. Anm. 12), S. 111.

52 Paul Goldmann, in: P. G., *Literatenstücke und Ausstattungsregie. Polemische Aufsätze über Berliner Theater-Aufführungen*, Frankfurt a. M. 1910, S. 186–188.

53 Thoma an Helene und Ignatius Taschner, 20. Februar 1911 (s. Anm. 14), S. 134.

54 Kurt Pinthus, »Sieg der *Moral*. Ludwig Thomas wieder aktuelle Komödie im ›Komödienhaus‹«, in: *Acht Uhr Blatt*, Berlin, 16. September 1932.

nung. 1937 urteilte Friedrich Luft: Thomas »Kampf gegen die Philister, vor einem halben Jahrhundert und mehr, erscheint uns heute fast läppisch. Er war es nicht. Thoma ging in den Knast. Er reizte seine Mitwelt wirklich. Er tat ihr vorsätzlich weh. Davon ist fast nichts übrig geblieben. Sein immerhin bestes Stück ›Moral‹ ist mit den Jahrzehnten arglos geworden.«[55]

Die Urteile hängen auch von der Inszenierung ab. So sprach Clara Menck 1975 von einem »unzerstörbaren Konversationsstück«. »Geblieben ist, wie bei allen guten Stükken, die innere Aktualität, hier die Frage, wieweit Ehrlichkeit in einer Gesellschaft möglich, wieweit Heuchelei für sie nützlich ist. Ob man sie auf diese innere Aktualität setzt oder aber aus der Komödie eine Groteske macht, ist die Frage für eine heutige Aufführung. Die Ruhrfestspiele hatten sich klar entschieden. Kostüm ja, Kostümstück und Karikatur nein. Damit verzichteten sie auf billige Effekte und wurden dafür der Qualität von Thoma gerecht.«[56] Gleiches gilt für die Inszenierung, die Wolfgang Gropper 1988 im Münchner Volkstheater herausbrachte.

Thomas Qualität

Die *Moral* lebt von dem Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Ideal, dem Auseinandergehen von Schein und Sein. Das hatte Schiller das Kennzeichen der Satire genannt. Die Erkenntnis und Aufdeckung aber kommen nicht von außen. Die Handlung wird aus dem Bereich angestoßen, der am Schluß kaum verändert dasteht; die Entscheidung fällt in den Personen. Die anonyme Anzeige aus dem Sittlichkeits-

55 Friedrich Luft, »Pläsier im Staatstheater? Ludwig Thomas *Moral* im Berliner Schillertheater«, in: *Die Welt*, 17. Februar 1937.

56 Clara Menck, »Ludwig Thomas *Moral* im Fernsehen. Ein unzerstörbares Konversationsstück«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. Oktober 1975.

verein bringt den Stein ins Rollen, und der wortgewaltige Vorstand wendet alles auf, um ihn aufzuhalten. Dies scheint zu gelingen; es scheint alles beim alten zu bleiben, nichts scheint geschehen zu sein – aber auf diesen Schein kommt es an. Ihn offenkundig zu machen war das Ziel jener zweijährigen Umarbeitung, die die zahllosen Wortwitze und nur komischen Situationen folgerecht ausmerzte und dafür die Handlung tragend machte. Die aus den Charakteren zutage tretende Zwielichtigkeit ist wichtiger als die geistreichen Beurteilungen, mit denen die eine Gruppe die andere bedenkt. Daß die einen: Frau Beermann, Frau Lund und Justizrat Hauser sich immer eindeutiger von den unsauberen Helden des Vereins, der Polizei und des Hofes absetzen, bringt die andere Gruppe in Zugzwang und macht eine Lösung unausweichlich.

Die Lösung ist um so ideeller geworden, je geringer die faktische Veränderung ist. Aus dem possenhaften Vorführen eines vor der öffentlichen Blamage stehenden Rentiers wird die Parabel von sittlichen Grundsätzen und deren tatsächlicher Bedeutung. Aber ist die Parabel heute interessant? Ist der Hinweis auf die Trennung von Wirklichkeit und Ideal noch griffig oder gar bissig? Gilt noch, daß die Gleichheit vor dem Gesetz ein dehnbarer Begriff werden kann? Oder ist die vorgeführte Verflechtung von Moral, Geld und Macht hinfällig geworden? Und wie ist es – in und außer der Ehe – mit dem Verhältnis von Mann und Frau? Die 3. Szene des 3. Aktes mit der von Frau Beermann erzwungenen Aussprache ist die ernsteste Szene des Stücks (57–61); auch sie stimmt zu Schillers Definition, die die »ernste Satire« als Vorstufe zur Tragödie ansieht. Jene Szene könnte leicht einen negativen Schluß vorbereiten, indem sie die Erkenntnis unversöhnlich werden ließe, daß eine sechsundzwanzigjährige Ehe nicht nur »eine Dummheit«, sondern eine Lüge war, ja daß die Wahrheit nur angedeutet werden darf, wenn diese Ehe in der Vortäuschung von Wohlanständigkeit weitergeführt werden soll. Die Entblößung und eingestandene

Erniedrigung werden in den Verlach-Ton der Satire einbezogen – auf Grund eines versöhnlichen Eingeständnisses: so sind wir Menschen.

Wie endet also diese Art von Einsicht? Die Gesellschaft bleibt, wie sie war. Die Ehrlichen bleiben ehrlich, die Heuchler ändern sich nicht, sondern heucheln aus Vorsatz und werden durch den Beifall, ja den Orden der Obersten ihrer Zunft gestärkt und bestätigt, und niemand weiß mehr als das, was er zu Anfang schon wußte, allenfalls anders, deutlicher. Nur der Zuschauer hat alles erfahren, und sein »unbändiges Gelächter« schwemmt »alle kritischen Anfechtungen« hinweg – wie bei der Münchner Erstaufführung. Er macht sich drei Stunden lang zum Komplicen jener Ehen aus Lüge und Wahrheit, fühlt abwechselnd mit dieser oder jener Partei mit, denkt sich vorübergehend in einige Figuren hinein und geht um nichts gebessert nach Hause. Und bleibt nicht außerhalb seines Hauses wie des Theaters alles beim alten, wie auf der Bühne? Dennoch ist da etwas gewesen, was nicht mehr wegzudenken ist.

Was hatte Schiller von der Satire verlangt? In ihr habe der Autor den »Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideal als höchste Realität« gegenüberzustellen. Die Wirklichkeit und das Ideal ändern sich; daß sie jedoch an einem Ideal gemessen werden und daß ein Ideal als »höchste Realität« angesehen wird, ist der Kern der Satire als Gattung wie als Ton. Steckt der Kern in der Sache selbst, tritt er aus den Charakteren und Konstellationen notwendig hervor und macht jede Szene ihn deutlicher, so ist das allgemeine Qualitätsgesetz erfüllt. Wird er zur immer durchsichtigeren Zwielichtigkeit, macht er jenen Widerspruch am Ende in bloßer, ja zynischer Deutlichkeit sichtbar und nötigt er dem Zuschauer nicht nur »unbändiges Gelächter«, sondern auch die jähe Erkenntnis ab: das bin ich, dann ist aus der Kunsthandlung die Satire geworden, die sich in sich schließt, und gerade dadurch sie selber bleibt. Das aber ist die Kunst-Qualität von Thomas *Moral*.

Literaturhinweise

Ludwig Thoma: Moral. Komödie in drei Akten, München: Albert Langen, 1909.
– Moral. In: L. Th.: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Bd. 2: Bühnenwerke. Textred.: Albrecht Knaus. Erw. Neuausg. München: Piper, 1968. S. 313–382.
– Moral. Komödie in drei Akten. Textrev. und Nachw. von Bernhard Gajek. München: Piper, 1983.
– Moral. Komödie in drei Akten. Stuttgart: Reclam, 1970 [u. ö.]. (Universal-Bibliothek. 7929.)

Baumann, Reinhard: Thoma, Ludwig. In: Literatur Lexikon. Autoren und Werke in deutscher Sprache. Hrsg. von Walther Killy. Bd. 11. München 1991. S. 338f.
Fenzl, Fritz: Ludwig Thoma. Ein bayerischer »Dichter« der Jahrhundert-Wende. Diss. München 1983.
Gajek, Bernhard: Die fruchtbare Beleidigung. Zur Entstehung von Ludwig Thomas Komödie *Moral*. In: Persönlichkeiten. Acta Hohenschwangau 1983. Hrsg. von Helmut Kreuzer. München 1984. S. 81–112.
Heinle, Fritz: Ludwig Thoma. In Selbstzeugnissen und Dokumenten. Reinbek bei Hamburg 1963. [2]1985.
Lemp, Richard: Ludwig Thoma. Bilder, Dokumente, Materialien zu Leben und Werk. München 1984.
Nietsch, Eleonore: Frau und Gesellschaft im Werk Ludwig Thomas. Frankfurt a. M. 1995.
Pöllinger, Andreas (Hrsg.): Der Briefwechsel zwischen Ludwig Thoma und Albert Langen. 1899–1908. Tl. 1.2. Frankfurt a. M. 1993.
Rösch, Gertrud: Ludwig Thoma als Journalist. Ein Beitrag zur Publizistik des Kaiserreichs und der frühen Weimarer Republik. Frankfurt a. M. 1990.
– Ludwig Thoma, *Moral*. In: Kindlers Neues Literaturlexikon. Hrsg. von Walter Jens. Bd. 16. München 1991. S. 508–510.
Schad, Martha: Ludwig Thoma und die Frauen. Regensburg 1995.